

„Ich werde nicht sterben heute an diesem Tag voller Vulkane.

Ich trete hervor, der Menge entgegen, dem Leben zu.“

Pablo Neruda

## VOR MEINER GEBURT

Am Abend des 14.03.1969, bekämpften sich sowjetische und chinesische Soldaten, am Fluss des Ussuri. Zuvor sahen meine Eltern die erste „Peter Alexander-Show“ im Zweiten Deutschen Fernsehen. Sie taten es, weil Mama „Peter Alexander“ liebte. An diesem Samstagabend war sie mit mir schwanger, sozusagen hochschwanger, denn eigentlich sollte ich längst da sein.

Sie stimmte ein Klagelied an, denn sie hatte selbst Geburtstag und immer noch gratulierte ihr niemand. Offensichtlich war sie keinem wichtig genug, denn sonst hätte sie doch jemand am zwanzigsten Jahrestag ihrer Geburt gebührend gefeiert. Sie nörgelte und schmollte im Wechsel und mein Vater geriet unter Druck.

Er lief angespannt in den Flur, öffnete die Kommode mit den schönen Intarsien und zog ein notdürftig, in zerknittertes Papier eingewickelt Päckchen heraus. Es war kein schweres Geschenk, wie Mama herausfand, sondern eine hübsche kleine Handtasche. Doch als es sie - von meinem Vater als Wurfgeschoss zweckentfremdet - in den Unterleib traf, ging sie zu Boden und schnappte nach Luft. Er zog sie an den frisch modellierten Haaren auf die Füße, brachte sie ins Schlafzimmer, stellte einen leeren Putzeimer hinein, damit sie urinieren konnte und sperrte die Tür ab.

Den späteren Geräuschen im Wohnzimmer entnahm Mama, dass er nicht allein war. Sie hörte eine junge Frauenstimme, die sie zu kennen glaubte. Das folgende Stöhnen und rhythmische Klunkern, der Sofabeine auf den Holzdielen dechiffrierte sie als sexuelle Handlung.

Am nächsten Morgen um elf Uhr zwanzig kam ich in einem städtischen Krankenhaus der Landeshauptstadt Düsseldorf zur Welt. Mama gab mir den Namen Marion, er wird von Maria hergeleitet und bedeutet „Stern des Meeres“, „Schaumgeborene“, „von Gott geliebt“, aber auch „die Widerspenstige“. Enge Freunde werden mich später Marie nennen, womit ich mich am wohlsten fühle.

## TEIL EINS

### ERINNERUNGSFETZEN

Nachdem Mama meinen Vater geheiratet hatte, lieh sie sich sechzigtausend Mark von seiner Mutter, weil sie die Wohnung schön einrichten wollte.

Jetzt, im Jahr 2021, als ich den Betrag geschrieben habe, kommt er mir exorbitant vor, um in den späten Sechzigern eine Mietwohnung einzurichten. Ich bin unsicher, ob ich das richtig erinnere, oder einen Zahlendreher abgespeichert habe. Vielleicht plante Mama jedoch auch Hilfe zum Lebensunterhalt ein, denn sie selbst arbeitete nicht und mein Vater nur gelegentlich, wie sie noch herausfinden würde.

Mama hatte eine Friseurlehre angefangen, nachdem sie aus dem Kinderheim herausgekommen war und Unterschlupf bei ihrer Tante fand. Mit sechzehn Jahren wurde sie schwanger und heiratete ihren ersten Mann. Sie gebar zwei tote Mädchen und ließ sich wieder scheiden.

Meinen Vater lernte sie kennen, als sie neunzehn Jahre alt war. Sie trafen sich zum ersten Mal in einer Diskothek. Mama bat ihre Schwester, ihr ausnahmsweise einmal diesen Mann zu überlassen, was sich im Nachhinein betrachtet, als die falsche Entscheidung erwies, aber damals gefiel er ihr.

Ich sehe die beiden vor meinem geistigen Auge. Mein Vater groß, schlank und sehr hellhäutig. Sein schmales Gesicht mit den pechschwarzen Augen wurde von tiefschwarzem, kurz geschnittenem Haar umrahmt. Mama dagegen war mit ihren ein Meter siebzig von normaler Größe. Sie hatte Kleidergröße achtunddreißig - was sich während ihrer Schwangerschaft mit mir deutlich änderte - und trug gerne Minikleider. Ihre Augen waren grau-blau und strahlten, wenn sie lachte. Die Haare färbte sie dunkelrot, was ihre Augen, die sie mit einem Eyeliner schminkte, unterstrich.

Ich glaube, dass Mama sich bis heute, trotz all der Tiefschläge, die ihr das Leben erschwerten, nicht verändert hat. Sie ist eine rheinische Frohnatur und möchte die Menschen mit ihrer humorvollen Art unterhalten. Wenn es ihr nicht gut geht, versucht sie das zu verbergen, weil sie glaubt, dass dieser Teil von ihr niemanden etwas angeht. Mir ist immer wieder aufgefallen, dass sie nicht besonders gut, oder über einen längeren Zeitraum hinaus zuhören kann. Ich fand dieses sprunghafte Verhalten, andere einfach zu unterbrechen, oberflächlich, aber vielleicht tue ich ihr damit unrecht.

Ihr Vater bot ihr später an, sie bei der Deutschen Post unterzubringen, er hatte dort eine gute Position mit Beamtenstatus, aber sie hatte Angst vor der Ausbildung, weil sie glaubte, sie sei dumm.

Wir lebten in der Karolinger Straße in einer großen Altbauwohnung. Ich erinnere mich an das Gäste-WC mit der alten Spülung. Der Kasten, von dem eine Kette herunterbaumelte, hing weit oberhalb der Toilette unter der Decke. Sobald ich an dieser Kette zog, rauschten Niagarafälle ins WC und spülten alles weg. Das Tosen und Gurgeln des Wassers auf dem Weg in die Schüssel, jagte mir eine solche Angst ein, dass ich, mir die Ohren zuhaltend, in den Flur raste.

Mein Vater hatte kein Einkommen. Zu Anfang ihrer Beziehung war er noch Wehrpflichtiger bei der Bundeswehr und desertierte oft, denn er ging nach den Wochenenden nicht in die Kaserne zurück. Die Feld-jäger sammelten ihn regelmäßig wieder ein und steckten ihn in die Arrestzelle.

Nachdem er unehrenhaft entlassen worden war, nahm er die Stelle bei der Post an, die Mama abgelehnt hatte. Er verließ regelmäßig mit der Butterstulle, die sie ihm am Abend zuvor geschmiert hatte, das Haus und kam am Nachmittag zurück.

Es verging einige Zeit, bis sein Vorgesetzter durch einen Zufall mit Mama ins Gespräch kam und erklärte, dass meinem Vater längst gekündigt worden war.

Sie selbst putzte in zwei Haushalten, um etwas dazuzuverdienen. Mein Vater nahm das Geld an sich und zog durch die Kneipen.

Das erste Gericht, das Mama meinem Vater servierte, war Rotkohl aus der Dose. Sie richtete ihn genauso an, wie er war, kalt und ungewürzt. Er reagierte mit einem Wutausbruch.

Ähnlich verhielt er sich, wenn sie ihm nach seinen nächtlichen Sauftouren Spiegeleier braten musste, nur, dass dann auch schon mal die ganze Pfanne an die Wand flog.

Wenn er vor dem Fernseher auf der Couch lag, Kaffee trank und eine Zigarette nach der anderen rauchte, nahmen wir ihn kaum wahr.

Mir kommt ein Foto in den Sinn, auf dem er genauso da liegt. Er trug ein weißes Hemd mit Rüschen an den Handgelenken, die aus einem gestreiften Morgenmantel herauschauten.

Ich selbst kann mich an die Streitereien oder an die Gewalt, die ihr von ihm widerfuhr, nicht erinnern. Sie erzählte es mir später. Es sind schmutzige, zutiefst erniedrigende Erinnerungen, mit denen sie leider leben muss.

#### **VATERS ELTERN**

Oma und Opa lebten in einem Einfamilienhäuschen, das sie von ihrer Mutter geerbt hatte. Er war ein ausgezeichneter Handwerker, hatte im Laufe der Jahre alles selbst umgebaut.

Als ich meine ersten wackeligen Schritte machte, war das Haus innen sehr dunkel. Es roch nach Kaffee, Essen und ‚Ernte 23‘, denn Oma rauchte und kochte.

Er kam aus Kaliningrad in Ostpreußen und wenn er sprach, klang es wie Donnerrollen, laut und krachend, beeindruckend, wenn man ihn nicht kannte. Er war ein temperamentvoller, energischer Mann mit lebhaften Augen und dem Schalk im Nacken.

Sein Arbeitsleben lang arbeitete er bei Audi und fuhr auch diese Marke. Opa bezahlte jedes neue Fahrzeug bar und auch sonst jede Neuanschaffung; denn nach seiner Wertauffassung war nur Bares Wahres. Er fuhr gern, immer etwas zu schnell, und ich liebte es, hinter ihm im Auto zu sitzen. Ich saugte alles auf, was an meinem Seitenfenster vorbeizog. Jede Litfaßsäule, jede Telefonzelle, Bushaltestelle, jedes Fenster im Erdgeschoss. Er war der Erste in meiner Familie, der überhaupt einen Wagen sein Eigen nannte.

Die Woche über sammelte er Prospekte von Supermärkten, die er in der Tageszeitung fand, verglich die Angebote und notierte die günstigsten. Samstag morgens holte er mich bei Mama ab und dann ging es los, Opa und ich regelten den Wocheneinkauf und fuhren im Audi von Geschäft zu Geschäft. Er kam immer mit jemandem ins Gespräch, ich verharrte neben ihm und tippelte von einem Bein aufs andere.

In meinen ersten Lebensjahren trug ich die Haare sehr kurz, das verdankte ich Opa. Er nahm mich mit zum Herrenfriseur, wir bekamen den gleichen Schnitt, das war praktisch und preiswert.

Opa bildete Schäferhunde aus. Seine Hunde gewannen goldene und silberne Pokale und Medaillen, die die Wohnzimmerwand schmückten. Er war nicht zimperlich mit ihnen. Die Burschen mussten spuren.

Nur ein Hund erweichte Opas Herz. Cliff war ein sehr großer weißer, altdeutscher Schäferhund, er lebte auf einem Bauernhof, und sein Besitzer wollte ihn abgeben. Nach einem älteren Hund Ausschau zu halten, war ungewöhnlich, denn Opa kaufte sonst nur bei Züchtern. Wir fuhren zu dem Hof, um den Hund zu begutachten. Cliff lag an einer Kette in einem dunklen Stall, der feuchte Boden roch nach Urin. Der Bauer ließ ihn frei, Cliff stürzte sich auf ein Wasserloch und soff.

Sein Fell war von Dreckkrusten verklebt und kahle, nässende Stellen schimmerten durch. Nachdem er gesoffen hatte, kam er schwanzwedelnd auf uns zu gesprungen und beschnüffelte uns ausgiebig. Ich streichelte ihn und spürte seine Rippen.

Opa gab dem Landwirt zähneknirschend und wortkarg Geld und führte den Hund vom Hof. Im Auto schimpfte er auf den Bauern, dass es sowas nicht geben dürfe. Er wolle sich gar nicht vorstellen, wie die Kühe aussahen. Wer Tiere hielt trug Verantwortung.

Hinter mir, hechelte Cliff mir warmen Atem ins Genick und versuchte, mit der Zunge an meinem Ohr zu schlabbern. Ich kicherte.

Die nächsten zwei Jahre, hatten die beiden eine innige Beziehung. Er war der einzige Hund, den ich miterlebte, der die kalten Winternächte im warmen Hausflur verbringen durfte. Wenn ich nicht schlafen konnte, stieg ich die Treppe hinunter und legte mich zu ihm in seinen großen Korb. Sein tiefes gleichmäßiges Atmen und das flauschige Fell beruhigten mich.

Ich glaube heute, dass Cliff Opa an sich selbst erinnerte, als er in russischer Kriegsgefangenschaft war.

In der Woche, in der der Hund für immer einschlief, war ich wieder bei Mama. Er war acht Jahre alt geworden und hatte für zwei Jahre ein schönes Zuhause gehabt. Opa begrub ihn unter dem Apfelbaum.

Als ich das nächste Wochenende wieder bei ihnen war, wurde ich von einem Haus empfangen, in dem es sehr still war. Es gab kein freudiges Schwanzwedeln, keine nasse Zunge, die mir durchs Gesicht leckte, nicht einmal der muffige Geruch seines regennassen Fells war geblieben. Ich vermisste ihn furchtbar und redete mit ihm, als wenn er noch da wäre.

Opa verwandelte das Grundstück in eine Oase. Der vordere Teil des Gartens war mit Hecken, Gräsern, Rasen und Büschen angelegt. Mittendrin stand eine Vogelvoliere, die Singvögel und Wachteln beherbergte. Die Vögel wurden mit Mehlwürmern gefüttert. Zuerst ekelte ich mich, dann mochte ich das Krabbeln der Maden in meiner Hand.

Er pflanzte Johannisbeere – und Stachelbeersträucher, beide Sorten mochte ich nicht so gerne, sie waren sehr sauer. Wenn Oma allerdings daraus Marmelade kochte, oder Kuchen buk, aß ich das mit Genuss. Kiwi lernte ich durch Opa erst kennen, er war der erste, der sie zur Reife brachte. Rhabarber,

Spargel, Kartoffeln und Kräuter gediehen genau wie die Erdbeeren in großen Beeten. Seine Obstbäume trugen Äpfel, Birnen und Kirschen.

Es war mein Schlaraffenland. Ich lief von Strauch zu Strauch und steckte mir rote, schwarze und grüne Beeren in den Mund. Mal verzog ich das Gesicht, schüttelte mich, spuckte aus und wischte mir die Zunge am Shirt ab. Ein anderes Mal kniete ich vor den Erdbeeren, schob mir die dunkelroten zwischen die Lippen, biss zu und spürte, wie der süße Saft sich mit meinem Speichel vermischte.

Wenn der Kirschbaum von räuberischen Amseln heimgesucht wurde, nahm Opa ein langes, dickes Holzbrett, hob es an, stellte einen Fuß darauf und ließ es unter Spannung auf den Boden knallen. Oma schrie, ich hielt meinen Mund zu, damit Oma nicht hörte, dass ich sie auslachte und die Vögel flogen davon, bis sie sich daran gewöhnt hatten. Dann holte er das Luftgewehr raus. Opa ließ sich nicht die Butter vom Brot nehmen.

Oma hingegen war eine verdrießliche Frau. Ich erinnere mich vor allem an ihr Seufzen, sie schien die Last der ganzen Welt auf ihren Schultern zu tragen und lachte selten.

Wenn sie jedoch in der Küche stand, war sie anders, lebendiger. Sie kochte jedes Fleisch zart, ihre Soßen waren zum Hineinknien, die Klöße schön knatschig. Sie bereitete alles frisch und mit viel Liebe zu. Ich stand gern neben ihr auf einem Hocker und schnitt Petersilie oder Liebstöckel. Wenn mir beim Anbraten, der Geruch des frischen Hirschrückens in die Nase stieg, ahmte ich Cliff nach. Ich reckte die Nase in die Luft und atmete schnell mehrfach ein, erschnüffelte den Duft und brachte sie zum Lachen.

Ihre Mahlzeiten waren die einzigen Anlässe, an denen die Familie verträglich beisammen an einem Tisch saß. Nach dem Essen leckte Opa sich alle zehn Finger ab, danach seinen Teller. Dann rief er laut:

„Dat schmeckt wie Titt!“.

Ich weiß bis heute nicht, was er damit meinte. Es war sein Ausdruck des Wohlseins, des Wohlwollens, seiner Anerkennung an sie. Es gefiel ihr, denn sie senkte den Blick und lächelte.



Nach dem Essen ging er ins Wohnzimmer und spielte Akkordeon. Er saß auf einem großen, runden Lederkissen, den Klimperkasten auf dem Schoß. Ganz konzentriert haute er in die Tasten, zog und drückte und sang laut und kraftvoll. Er lächelte und zwinkerte mir zu, so als wenn ich mitsingen sollte. Es war schön ihn so zu sehen, es wärmte mir Bauch und Brust und ich lächelte zurück.

Oma gab mir Bütterchen, die ich zwischen Mittagessen und Abendbrot aß, damit ich nicht verhungerte. Alf, Cliffs Nachfolger, schnappte mir die Brote gerne aus der Hand, als ich noch klein genug war. Ich kreischte dann sehr laut und weinte, weil er mich erschrocken hatte. Opa lief wütend auf den Hund zu und schlug ihm mit der flachen Hand auf die Flanke, oder warf einen Eimer nach ihm. Alf legte die Ohren an und klemmte die Rute ein. Er duckte sich und versuchte wegzukriechen. Ich sah, dass der Hund Angst vor Opa hat, das traf mich so ins Herz, dass ich mir die Heulerei schnell wieder abgewöhnte.

Alf hatte einen riesigen Kopf und knurrte, wenn ihm danach war, dann stellte er sein Fell vom Hals bis zum Schwanz auf und sah mir tief in die Augen. Ich stand reglos da, schaute in den Himmel und atmete nur ein bisschen, gerade so viel, dass ich nicht umfiel. Ich durfte aber auf seinem Rücken reiten, wenn Opa dabei war.

Manchmal wenn Oma im Keller umräumte, wollte ich zu ihr. Alf drängte sich zwischen die steile Treppe und mich. Oma erklärte mir, dass er das macht, damit ich nicht hinunterstürze. Ich beobachtete Alf genauer und sah, wann ich ihm zu viel wurde. Dann zog mich zurück und wir wurden gute Freunde.

Ich fühlte mich wohl bei Oma und Opa, es gab immer etwas zu tun, wir ernteten, entkernten und kochten ein. Ostern versteckten sie Süßigkeiten und bunte, gekochte Eier im Garten. Mein Cousin und ich wetteiferten und suchten, während Opa uns lauthals anspornte:

„Heiß, kalt, lauwarm ...“

Abends war ich so müde, dass ich auch stehend geschlafen hätte, dann brachte mich Oma zu Bett und betete mit mir:

„Ich bin klein, mein Herz ist rein. Soll niemand drin wohnen, nur Jesus allein.“

Danach schob sie mir die Decke unter Beine und Rücken, so dass ich wie eine kleine Raupe in meinem Kokon dalag. Sie ließ eine Nachttischlampe an, weil ich mich im Dunkeln fürchtete und verließ das Zimmer.

Am Morgen erwachte ich von Vogelgezwitscher. Ich verließ das Bett und stellte mich auf Zehenspitzen ans Fenster, um die Wildvögel zu beobachten. Still lauschte ich dem Gesang und ließ die Sonne mein Gesicht wärmen, bis ich hungrig wurde.

In der alten Laube direkt am Haus fand ich das verwitterte Spielzeug meines Vaters und seiner Schwester. Opa und ich reparierten zuerst das Kettcar und später das Fahrrad, und ich flitzte die Straße vor dem Haus rauf und runter, bis es dunkel wurde. Ich winkte den Nachbarn und der Fahrtwind trocknete meine verschwitzte Kopfhaut. Die Straße war eine Sackgasse und im Wendekreis vollzog ich scharfe Bremsmanöver.

Zuerst stürzte ich ein paar Mal, wenn die Pedale über den Asphalt schlitterte, aber ich lernte dazu. Die Nachbarkinder wurden auf mich aufmerksam und wir spielten gemeinsam. Dabei verlor ich jedes Zeitgefühl und musste von Oma zum Abendessen gerufen werden. Sie war nie böse mit mir, blieb immer freundlich.

Wir fuhren zu dritt in den Urlaub, mit dem Audi nach Bayern und ich liebte es. Landschaften zogen an mir vorbei. Die flache Gegend, aus der wir kamen, verwandelte sich in Hügel und Seen, bis die riesigen Berge auftauchten, die weit oben weiß vor Schnee waren. Da wusste ich, dass wir bald da sein würden. Ich würde die Kinder vom letzten Jahr wiedersehen und spürte ein warmes Kribbeln im Bauch.

Ich streunte auf Bauernhöfen rum und streichelte die Katzen. Oma und Opa ließen mich in Ruhe, ich pflückte Blumen für Oma und sie freute sich. Zusammen mit einem anderen Kind watete ich durch Bachläufe mit eiskaltem Wasser, stürzte und stand wieder auf.

Wir wanderten durch die Berge und Opa vertrieb Kühe, die sich uns in den Weg stellten. Oma und ich hielten uns ängstlich zurück und bewunderten ihn, weil er so furchtlos war. Auf den Almhütten gab es Brotzeiten, die ich hungrig verschlang, aus fetter Milch, Käse, Schinken und weichem Brot mit harter Kruste. Wieder im Tal angekommen, schlief ich auf dem Rücksitz ein, satt und glücklich.

Oma und Opa zeigten mir ihre Welt, die so ganz anders war als Mamas und doch freute ich mich, wenn ich wieder bei ihr sein konnte.

### **NACH DEM KRIEG**

Opa kam ursprünglich aus Königsberg, dem heutigen Kaliningrad. Er lernte Oma durch die Wehrmacht kennen, sie arbeitete dort als Telefonistin und er war Soldat. Sie heirateten kurz vor Kriegsende. Nach dem Krieg hatte sie eine Weile nichts von ihm gehört. Sie wandte sich an ihren Vorgesetzten, der herausfand, dass Opa sich auf der „Gustloff“ befand. Die „Wilhelm Gustloff“ lag sechzig Kilometer vor der pommerschen Küste und sollte 10.000 Menschen, überwiegend Frauen und Kinder evakuieren.

Der sowjetische Kommandant Alexander Marinesko glaubte, durch das Periskop seines U-Bootes einen gewaltigen Truppentransport zu sehen, der Soldaten aus Ostpreußen vor der Roten Armee über die Ostsee retten wollte. Um einundzwanzig Uhr fünfzehn feuerte er nacheinander drei Torpedos auf das Schiff ab. Der erste Torpedo riss das Vorschiff backbord auf und es bekam acht Grad Schlagseite. Zwei weitere Treffer versenkten es.

Oma hatte sich auf den Weg nach Königsberg gemacht, um ihren Mann zu besuchen und hätte es fast bis auf das Schiff geschafft, aber Marinesko war schneller.

Das Begleitboot „T-36“ rettete tausendzweihundert Menschen, mehr als Neuntausend starben. Opa fand man nicht unter den Überlebenden, deshalb ging man davon aus, dass er ertrunken war.

Aber zwei Tage zuvor hatte er sich mit seinem Vorgesetzten gestritten. Er gab ihm eine Ohrfeige, wurde von Bord gebracht und in Arrest gesperrt - fiel

der Roten Armee in die Hände und geriet in russische Kriegsgefangenschaft. Was er dort erleben musste, darüber wurde nie gesprochen.

Zwei Jahre nach den tragischen Ereignissen kehrte er schwer krank zu Oma zurück. Da war sie Mutter eines einjährigen Sohnes.

Oma fuhr nach Kriegsende Straßenbahn. Auf der Strecke Grafenberg Richtung Innenstadt verlor sie während einer Routinefahrt die Kontrolle. Die Bahn gewann rasch an Tempo und ließ sich nicht bremsen. Sie fuhr nach einigen hundert Metern auf eine andere Bahn auf und viele Passagiere beider Linien wurden verletzt. Sie selbst blieb bis auf wenige Prellungen unversehrt. Bei der folgenden Untersuchung fand man heraus, dass der Quarzsand für das Bremsen abgelassen worden war, man vermutete Sabotage.

Sie wurde von einem englischen Alliierten vergewaltigt, der mit anderen Soldaten ihr Haus besetzt hatte und gebar meinen Vater. Als Opa zurückkam, war er streng zu ihm und wusste das zu unterstreichen, schlug mit Gürteln, Kabeln, mit allem, was er auf die Schnelle in die Finger bekam. Oma schloss die Fenster, damit die Nachbarn nichts hörten.

Nach dem Rheinbahnunglück arbeitete sie wieder als Telefonistin bei der Bundeswehr. Sie saß in dem Turm am Hauptbahnhof, trug Kopfhörer und steckte Metallstifte in Buchsen.

Mein Vater wurde später bei einem Intelligenztest als hochbegabt eingestuft und soll einen IQ von Hundertfünfzig gehabt haben, was Oma viel später zu der Aussage verleitete: „Die ist genau wie ihr Vater, hochintelligent, aber stinkend faul“, als es bei mir in der Schule genauso schlecht lief.

## **PRÄGUNG**

Mama eröffnete ein Büdchen in der Merowinger Straße. Sie verkaufte Süßigkeiten, Cola, Limo und Bier, Zigaretten und Schnürsenkel. Ein kleines Zimmer diente als Verkaufsraum. Die Fensterbank nutzte sie als Theke. Weil sie kein Auto hatte, fuhr sie regelmäßig mit dem Taxi in die Metro, um einzukaufen.

Zahlreiche männliche Gäste kamen zu ihr an die Bude, um Bier zu trinken. Sie standen vor ihr auf dem Bürgersteig, nahmen einen großen Schluck aus der Flasche und rauchten. Sie lachten laut und schlugen sich auf die Schenkel, oder klopfen sich gegenseitig auf die Schulter. Manchmal sah ihr einer tief in die Augen. Mama warf ihr schulterlanges Haar in den Nacken, wackelte mit dem Kopf und lachte. Ich spielte im Hauseingang mit meinem Teddy und verstand nicht, worüber sie sich freuten.

Als ich fünf Jahre alt war wurde ich in Kur nach Borkum geschickt. Ein Arzt hatte ein Nebengeräusch am Herz gehört. Seitdem war Schluss mit Omas leckerem Kaffee und anderen aufputschenden Getränken. Ich hatte furchtbares Heimweh, bevor ich überhaupt weg war, und dass Mama so bitterlich weinte, als ich in den Bus stieg, brach mir das Herz. Warum schickte sie mich weg, wenn sie mich doch mochte?

Auf Borkum war es windig, wir mussten Kopftücher tragen, mit denen ich mir beim Zuknoten die Haare einklemmte. Das Essen war verkocht und geschmacklos, es gab roten, sauren Tee und manchmal Kaltschale, ein dickerer Saft mit kleinen undefinierbaren Fruchtstückchen darin. Morgens bekamen wir Malzkaffee und Brötchen. Die Butter, Marmelade und das Nutella waren in kleine Portionsdöschen verpackt. Sie legten Frischwurst und Käse auf Teller, von denen wir uns selbst nehmen durften. Es schmeckte viel besser als die Dauerwurst zuhause. Ich frühstückte furchtbar gern dort. Wenn wir uns beim Essen zu laut unterhielten, mussten wir uns zur Strafe neben unsere Stühle stellen und gemeinsam fünfzig Kniebeugen machen.

Wir gingen mit den Erziehern am Strand entlang, sammelten Muscheln und besuchten Leuchttürme mit vielen Stufen. Ich schickte Mama Postkarten und kaufte ihr eine kleine Schachtel, die rundherum mit Muscheln beklebt war. Sie sandte mir nach drei Wochen ein Paket mit Süßigkeiten. Zu Hause gab es selten welche, eigentlich nur an Ostern und zu Weihnachten, deshalb aß ich sie heimlich, damit ich niemandem etwas abgeben musste.

Ich war der Spaziergänge und Leuchttürme bald überdrüssig. Der Wind zerrte an meinem Gemüt und das ganze Wasser um uns herum wurde mir zu

viel, ich wollte heim. Ich tat so, als wäre ich krank und die Erzieher schickten mich auf die Krankenstation. Ich musste mich im Wartebereich auf den Bauch, auf eine Bahre legen und man schob mir ein Thermometer in den Popo, was mir so unangenehm war, dass ich mein Gesicht in meinen Händen vergrub. Ich hatte dann auch tatsächlich leicht erhöhte Temperatur und man verordnete mir Bettruhe. Ich war zufrieden und fühlte mich besser, mein stiller Protest hatte sich ausgezahlt.

Als ich nach sechs Wochen wieder heimkam, holte mein Vater mich allein vom Bahnhof ab. Er begrüßte mich freundlich, nahm mich auf den Arm und trug mich zu einem Taxi. Über seine Schulter hinweg sah ich in einiger Entfernung Mama, mit besorgtem, aber auch wütendem Blick und verstand nichts.

Ich wurde nachts wach, weil Mama mich weckte. Sie stand vor meinem Kinderbett. Neben ihr ein Mann in dunkler Jacke mit goldenen Knöpfen. Er nahm einen Hut ab, auf dem eine goldene Sonne leuchtete, lächelte mich an und sprach mit mir. Aus dem Wohnzimmer hörte ich Geräusche von Schranktüren, die geöffnet und wieder geschlossen wurden. Ein anderer Mann in der gleichen Kleidung suchte etwas. Mama zog mich an und packte ein paar Sachen zusammen. Wir zogen aus und lebten in dem Zimmer hinter dem Büdchen.

An einem lauen Sommernachmittag lief mein Vater auf der Straße vor dem Büdchen zwischen parkenden Autos hin und her. Ihm folgte ein Mann, der oft bei Mama Bier trank und mit ihr lachte. Mein Vater riss die Augen auf und bleckte die Zähne, wie ein wildes Pferd. Der Mann schlug Vater nieder, er ging zu Boden und der andere trat nach ihm. Ich hörte etwas Krachen und dann schrie ich, ich kreischte und weinte und wollte zu ihm. Ich musste ihm helfen, doch jemand hielt mich fest. Danach verschwand Vater, er hatte sich nie verabschiedet. Es war meine Schuld, ich hatte nicht genug getan, um ihm zu helfen. Ich schämte mich, weil ich ihn im Stich gelassen hatte.

Ich wurde Bettnässerin. Nachts träumte ich, dass ich auf der Toilette sitze. Alles fühlte sich richtig an. Ich gab dem Druck nach und ließ laufen, wurde wach, weil mein Pipi zwischen den Oberschenkelinnenseiten entlanglief, und konnte nicht mehr anhalten. Danach lag ich in meinem nassen, warmen Urin und schlief kaum wieder ein. Mama wurde wütend, warf mir vor, ich würde das mit Absicht machen, damit sie noch mehr Arbeit hätte und drückte mein Gesicht in die Lache.

Mama war oft schlecht gelaunt und je schlechter ihre Laune war, desto mehr versuchte ich alles richtig zu machen, um sie nicht noch mehr zu verärgern. Sie machte mir mit ihrem Schreien entsetzliche Angst. Ich lernte, dass es besser ist mich klein zu machen. Ich verschränkte die Arme hinter dem Rücken, regte mich nicht, atmete flach, und sah auf meine Schuhe.

Mein Vater zahlte keinen Unterhalt, Mama blieb auf sechzigtausend Mark Schulden sitzen und musste das Büdchen schließen. Zu viele der Männer hatten anschreiben lassen und hielten sich nicht an ihre Zahlungsverprechen. Sie suchte sich Arbeit und wir zogen in ein Ein-Zimmer Appartement, in die Augusta Straße. Eine große Wohnung, die an drei Mieter vermietet wurde. Unsere direkten Nachbarn waren Peter Busch und seine Schwester Monika. Sie war groß, schlaksig und hatte ein Glasaugen, weil sie sich als Kind mit einer Gabel verletzt hatte. Ihr Auge war mir unheimlich, denn es bewegte sich nicht mit dem anderen mit. Peter war ein Mann mit dickem Bauch, der seine dunkelblonden Haare glatt trug. Unterhalb von Monikas Zimmer, schräg gegenüber von Peters, war das Zimmer von Mama und mir. Wir hatten das größte, mit Zugang zu einem langen Balkon, den wir uns mit Monika teilten und auf dem ich Rollschuhlaufen lernte. Wenn ich runter schaute, sah ich sehr weit unten alte Fabrikhallenglasdächer, gesäumt von Mietshausdächern und Innenhöfen.

Ein Vorhang trennte das Spülbecken und den kleinen Tisch mit dem Zweiplattenkocher vom Rest des Raums. Mama schlief auf einer Bettcouch, die sie abends auszog und ich auf einer Matratze hinter der Tür.

Sie nahm eine Stelle in der Brotfabrik Möllejans an. Die Stunden, in denen sie weg war, verbrachte ich im Laufstall. Sie stellte mir Bütterchen, ein Getränk und einen Sack Wäscheklammern hinein. Ich liebte diese bunten Plastikdinge und hatte immer gute Ideen, wo ich sie festklammern konnte. Ich verteilte sie unbemerkt an Monikas Bluse, an Peters Hose, überall. Es war so komisch, wenn die anderen damit herumliefen, ohne es zu merken, dass ich rot vor Lachen wurde. Und so saß ich in meinem Laufstall und steckte bunte Muster, bis Mama wieder heimkam.

Ich war fünfeinhalb Jahre alt und hätte meinen kleinen Käfig problemlos überwinden können, aber ich tat es nicht, es war mir zu riskant. Die Aussicht, dass Mama böse auf mich werden würde und mich anschrie, war das Abenteuer nicht wert.

Mama feierte gerne Partys und Peter und Monika gefiel das auch. Sie saßen bei lauter Musik zusammen, rauchten und tranken, Mama tanzte und sang. Wenn mir ihr Treiben zu viel wurde, rollte ich mich einfach unter dem Tisch zusammen und schlief ein.

Peter legte sich jetzt öfter zu Mama ins Bett. Da ich im gleichen Raum schlief, zog Mama ihre Bettcouch aus, stellte die zwei Sessel davor, schaltete das Licht aus und ließ den Fernseher laufen. Mich machte das geheimnisvolle Treiben neugierig, was ihr nicht gefiel, sie ermahnte mich dann, mich umzudrehen. Ich sah Peter, der nackt zum Fernseher ging, um ihn auszuschalten. Unter seinem dicken Bauch lugte etwas hervor. Ich konnte es kaum glauben, aber es sah aus wie eine dicke Bockwurst.

An manchen Abenden stahl ich mich zu Monika nach nebenan. Sie hatte schwere dunkelblaue Vorhänge vor ihrem Fenster, die immer zugezogen waren. Sie tauchten das Zimmer in ein diffuses Licht und ich fühlte mich wie in einer Höhle. Jemand hatte mir Schallplatten mit den Märchen der Gebrüder Grimm geschenkt, Monika besaß einen Plattenspieler. Ich legte mich auf ihr Bett und hörte mir stundenlang Aschenputtel oder Hänsel und Gretel an. Als ich die Geschichten auswendig kannte, achtete ich auf die schöne Männerstimme, das beruhigte mich.



Ich war noch keine sechs Jahre alt, als ich erstmals zu einem Kinderpsychologen kam. Oma wollte, dass Mama etwas gegen mein Bettnässen unternahm. Ihr war ebenfalls aufgefallen, dass ich mir einige Ticks angeeignet hatte. Ich zählte vor mich hin, meine Schritte, die freien Sitzplätze im Bus oder die Straßenlaternen, die meinen Weg kreuzten. Darüber hinaus fand ich Gefallen daran, immer wieder „Hm Hm Hm“ zu sagen, was mir selbst gar nicht auffiel. Außerdem schob ich die Halsmuskulatur direkt unter dem Kinn nach vorne, bis ich Schmerzen im Nacken hatte.

Der Therapeut ließ mich Bilder malen. Ich kritzelte mit bunten Stiften meine Familie aufs Papier. Mama sehr groß, meinen Vater kleiner und mich ganz klein. Er beobachtete mich beim Spiel mit einer Puppenstube, was ich merkwürdig fand. Während er sich unentwegt Notizen machte, wurde ich argwöhnisch. Er kam in die Vorschule, wenn Mama mich abholte, beobachtete uns und redete danach freundlich und geduldig mit ihr. Ich hatte das Gefühl, dass es ihm um sie ging und verstand nicht, was das mit mir zu tun hatte. An meinen Problemen änderte sich nichts.

Die Beziehung zwischen Peter und Mama nahm unglückliche Züge an. Sie schrie ihn an und warf volle Kaffeetassen gegen die Balkontür. Eine volle Tasse gezielt zu werfen ist nicht einfach, der Inhalt landet überall. Danach wischte sie Boden und Fenster.

Mama hatte einen besonderen Fimmel bezüglich Reinlichkeit. Sie putzte, auch wenn es sauber war, einfach weil donnerstags eben bestimmte Hausarbeiten gemacht wurden. Diesen Zug hat sie bis heute nicht ablegen können. Wenn wir viele Jahre später telefonierten, erzählte sie mir minutenlang davon, was sie die letzte Woche alles gereinigt hatte. Welche Schränke sie von außen oder innen gewischt, wie viele Fenster geputzt oder Vorhänge sie gewaschen und gebügelt hatte.

Ich hätte sie gern für das Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen, damit sie endlich eine Anerkennung erhielt, so wie sie es sich wünschte. Möglicherweise ist es ihre Art, um liebevolle Aufmerksamkeit und Wertschätzung zu bitten.

Eines Abends bin ich mit Peter allein im Bad. Ich stehe unter der Dusche und er davor. Er hat einen Waschlappen über die Hand gezogen und seift mich ein. Als er mich ganz oben zwischen den Beinen wäscht, fragt er mich, ob mir das gefällt. Es gefällt mir ganz und gar nicht, es ist mir unangenehm, aber da ich ihn nicht verärgern will, sage ich ja.

Ein paar Tage später wärmt Peter das Essen auf, das Mama am Tag zuvor für uns gekocht hat, es gibt Hühnersuppe. Er kommt mit dem Teller auf mich zu und schüttet mir einen Teil der Suppe über die Beine. Ich erschrecke, merke dann aber, dass die Suppe nicht heiß ist. Er sagt, ich müsse mich ausziehen, dann wäscht er mir das Fett von den Beinen und cremt mich mit einer Lotion ein. Als nächstes zieht er mir diese Netze an, die bei Verbrennungen helfen sollen und fordert mich auf, vor ihm auf und abzulaufen, wie auf einem Laufsteg.

Peter spielte mit mir, das tat sonst niemand. Ich verstand seine Regeln nicht, genoss aber die Aufmerksamkeit.